

Fabian Goppelsröder
Zwischen Sagen und Zeigen

Fabian Goppelsröder studierte Philosophie und Geschichte in Berlin und Paris. Seit 2005 arbeitet er in Stanford (CA) an einer Doktorarbeit zur Geschichte. Er ist Herausgeber des 2006 beim diaphanes-Verlag Berlin erschienenen Buches »Wittgensteinkunst. Annäherungen an eine Philosophie und ihr Unsagbares«.

FABIAN GOPPELSRÖDER

Zwischen Sagen und Zeigen

Wittgensteins Weg von der literarischen
zur dichtenden Philosophie

[transcript]

*Mit Unterstützung der Division of Literatures, Cultures, and Languages
der Stanford University (CA)*

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld



**This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Sigrid Goppelsröder
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-89942-764-6

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

Vorbemerkung	7
Einleitung	9
Der <i>Tractatus</i> als literarisches Werk	13
1 Was sich sagen lässt	14
2 Was sich zeigt...	27
Wittgenstein als Architekt	35
1 Rückkehr aus der Provinz	35
2 Der Philosoph als Architekt	36
3 Präzision als Obsession	39
4 Irritation als Prinzip	44
Ethnologische Wende am Leitfaden der Poesie	47
1 Was es heißt, Philosophie zu dichten	48
2 Philosophie als Empfangen	56
3 Poesie gegen die Könnensideologie der erklärenden Theorie	58
Sprachspielphilosophie und Wahrnehmung	63
1 Wittgenstein und Augustinus	65
2 Das Sprachspiel als neues Konzept	70
Wittgensteins eigene philosophische Praxis	85
1 Die Praxis der <i>Philosophischen Untersuchungen</i>	85
2 Die Praxis des <i>Tractatus</i>	87
3 Radikalisierung der literarischen zur dichtenden Philosophie	88
Anmerkungen	91
Literatur	157

Vorbemerkung

Ludwig Wittgensteins Philosophie war immer schon Philosophieren. Von ihrer frühen bis zu ihrer späten Phase ist sie nicht auf ein abstrakt rekonstruierbares Denkgebäude zu reduzieren. Das ›Wie‹, die Form ist Wittgenstein nicht lediglich marginaler Zusatz zu einem eigentlich wichtigen Inhalt. Vielmehr setzt er größte Anstrengungen gerade an die Ausarbeitung seiner Texte: Der Kampf um die Wahrung der besonderen tractarianischen Gestalt während der Verhandlungen um die Publikation seines Erstlingswerks ist in Briefen gut dokumentiert und die unermüdliche Neuordnung und Variation der in Notizbücher und auf Zettel geschriebenen aphoristisch anmutenden Bemerkungen der Spätphilosophie bereits legendär. Tatsächlich hat nicht zuletzt diese akribische Formarbeit Wittgensteins Œuvre zu einem über das Gesagte hinausgehend zeigenden Werk gemacht, um es in seiner eigenen Terminologie auszudrücken. Wittgensteins philosophische (Überzeugungs-)Kraft liegt nicht allein in seinen Argumenten; sie ist auch Folge des literarisch-poetischen Charakters seiner Texte.

Für eine dieses Philosophieren analysierende Arbeit liegt hier ein Problem: In der auf Allgemeinheit ihrer Thesen zielenden Vorgehensweise macht sie tendenziell gerade das, was es nach Wittgenstein zu vermeiden gilt. Sie strebt in Richtung der Theorie, auf allgemein definierte Begriffe. So steht sie in Gefahr, gerade die *Tiefe* dieser Texte zu verfehlen.

Um der Besonderheit des Wittgensteinschen Werks zumindest ansatzweise Rechnung zu tragen, habe ich mich deshalb für die vorliegende Arbeit zu leichten formalen Abänderungen gegen-

über den üblichen akademischen Standards entschlossen: Im Sinne der methodischen Idee einer *übersichtlichen Darstellung* wurde die Diskussion der Sekundärliteratur in die Fußnoten verschoben. Der Fließtext ist so weitgehend eine chronologisch an den Texten Wittgensteins entlang entwickelte Interpretation seiner Philosophie, welche versucht, deren zeigende Dimension mit zu berücksichtigen, indem sie die nicht explizit gemachten gedanklich notwendigen *Zwischenglieder* hinzufügt. Diese Zwischenglieder ergeben sich nun insbesondere aus der Einbettung der Arbeiten Wittgensteins in ihren biographisch-historischen und intellektuellen Hintergrund. Auch dieser Hintergrund, die Verquickung von Denken und Leben bei Wittgenstein, aber auch die Familienähnlichkeit einiger seiner Ideen mit anderen wichtigen ›Denkparadigmen‹ des zwanzigsten Jahrhunderts wird – zumindest in Ansätzen – in den Fußnoten ausgeleuchtet. Diese erlangen so beinahe den Status eines zweiten, erläuternden Textes. Ein eher assoziativer als linear argumentierender Text, dessen relative Selbständigkeit dadurch markiert ist, dass er als Endnoten hinter den Fließtext gesetzt wurde. Es ist dem Leser nun selbst überlassen, ob er während der Lektüre zwischen beiden Teilen der Arbeit hin- und her springt oder lieber den einen nach dem anderen liest.

Auch das zweite Hauptkapitel zur Architektur, zum Palais Stonborough in Wien hat eine besondere Funktion. In die direkte Auslegung seiner Philosophie nicht integrierbar, lässt sich hier die Wittgenstein in besonderer Weise charakterisierende unauflösbare Verquickung von Lebensfragen und philosophischen Problemen sehr gut zeigen. So ist es nicht nur retardierendes Moment in der ansonsten mit höherem Tempo entwickelten Argumentation meiner Arbeit, sondern zugleich eine Art Folie, welche erst später explizit philosophisch behandelte Probleme bereits durchscheinen lässt und so durch Sensibilisierung für bestimmte Fragen das Verständnis der Spätphilosophie erleichtert.

All diejenigen zu erwähnen, die mir auf unterschiedliche Weise mit dieser Arbeit geholfen haben, hieße, ein kurzes Buch lang machen. Daher sei an dieser Stelle ausdrücklich nur Gunter Gebauer in Berlin für seine Betreuung und Unterstützung während der Magisterphase gedankt, sowie der *Division of Literatures, Cultures, and Languages* der Stanford University für die großzügige finanzielle Hilfe, die den Druck dieses Buches möglich gemacht hat.

Einleitung

Nur wenige Denker haben im Verlauf ihrer philosophischen Entwicklung einen ähnlich radikalen Wandel vollzogen wie Ludwig Wittgenstein. Sein Werk, so scheint es, zerfällt in zwei Teile. Die logische Idealsprache der Frühphase weicht in der Spätphilosophie der alltäglichen Umgangssprache als Ausgangspunkt und Gegenstand der Überlegungen, die lineare Denkweise des *Tractatus* der assoziativen, nur in Paragraphen geordneten, wie sie sich in den *Philosophischen Untersuchungen* findet. Entsprechend ersetzt eine bilderreiche, bewegte, mit Beispielen und Fragen durchsetzte Redeweise die nüchtern-apodiktische seines Frühwerks. Die Analyse zielt nicht mehr auf eine allgemeine Satzform als irreduziblen Grundbaustein unserer Sprache, sondern auf ein das jeweilige Sprechereignis immer schon übersteigendes, es zugleich aber grundlegend mitbestimmendes Satzsystem; man kann sagen, die Sprache wird nun nicht mehr vom Satz, vielmehr der Satz von der Sprache her verstanden.

Es verwundert somit kaum, dass diese Neuorientierung seiner Philosophie häufig genug als radikaler Bruch Wittgensteins mit den Gewissheiten seiner frühen Phase interpretiert wurde. Die *Philosophischen Untersuchungen* werden in dieser Perspektive als das methodische Hauptwerk der ›Philosophie der normalen Sprache‹ verstanden, die den *Tractatus* ersetzt als das »Grundbuch des logischen Empirismus«, welches »die Sprachkritik und Metaphysikkritik mit den Mitteln der formalen Logik übt und sich in bewusster Nähe zu den Naturwissenschaften bewegt«¹. Dieses allzu schlichte Zweiphasenmodell erweist sich immer deutlicher als re-

vissionsbedürftig. Mit dem besseren Zugriff auf die Texte aus Wittgensteins Nachlass wird ein Verständnis seines Lebenswerkes möglich, welches gerade auch dessen inhärente Kontinuität besonders betont.² Das 1993 begonnenen Editionsprojekt der *Wiener Ausgabe*, welches sich zum Ziel gesetzt hat, sämtliche Texte aus Wittgensteins Nachlass vollständig und ausschließlich der Chronologie nach geordnet zu veröffentlichen, markiert insofern einen ersten Höhepunkt dieser Tendenz, als nun ganz explizit von einer Einteilung des Wittgensteinschen Werkes in diskrete Elemente Abstand genommen wird. Im Unterschied zu der Editionsstrategie der Nachlassverwalter sollen die vorgefundenen Bemerkungen und Paragraphen der hinterlassenen Manuskriptbände und Zettel nicht mehr selektiert und zu Büchern zusammengefasst werden. Ziel der *Wiener Ausgabe* ist es vielmehr, die »Mehrdimensionalität, das Partiturartige mancher der Manuskripte«³ in den Vordergrund zu rücken, die inneren Verflechtungen des Wittgensteinschen Denkens zugänglich zu machen und gerade hiermit der zu schnellen Annahme fundamentaler Brüche vorzubeugen.⁴

Tatsächlich hat Wittgenstein selbst auf den Zusammenhang seiner beiden Hauptwerke hingewiesen. Seine späte Philosophie betrachtete er als keineswegs unabhängig von seinen frühen Arbeiten. Nicht zuletzt zeigt das sein Vorhaben, die *Philosophischen Untersuchungen* mit dem *Tractatus* gemeinsam in einem Band zu publizieren. Und doch sollte so nicht einfach eine ungebrochene Entwicklung seines Lebenswerkes suggeriert, als vielmehr die Bezüge durch den Kontrast vor Augen gestellt werden⁵. Wie die Annahme eines von Wittgenstein I völlig unabhängigen Wittgenstein II das Œuvre dieses Philosophen nicht richtig zu fassen vermag, so steht die zu starke Betonung der Kontinuität in der Gefahr, den Blick auf die sich aus den zahlreichen Zwischenschritten entwickelnde radikal neue Art seines späten Philosophierens zu verstellen. Es muss mithin ein Weg jenseits dieses Entweder-oder gefunden werden.

Ein solch ›dritter Weg‹ findet sich, wenn man nicht so sehr Wittgensteins Philosophie als vielmehr sein Philosophieren betrachtet. So wichtig sein Beitrag mindestens als Ideengeber auf systematischem Gebiet auch gewesen sein mag – Sprachphilosophie, analytische Philosophie, Ethnomethodologie wurden durch sein Werk inspiriert –, Wittgensteins philosophische Praxis als Lehrer und auch seine Texte in ihrer konkreten *Form* gehen über

diesen als Theorie rekonstruierbaren Gehalt hinaus.⁶ In seinen Reflexionen auf das eigene Tun finden sich immer wieder Hinweise, welche die Bedeutung dieser analytisch nur schwer fixierbaren Dimensionen betonen: Den *Tractatus* bezeichnet er gegenüber Ludwig von Ficker als ein auch literarisches Werk, somit als einen Text, der jenseits dessen, was er auf inhaltlicher Ebene transportiert, auch durch seine sinnlich wahrnehmbare Form wirkt.⁷ Und wenn er in den Jahren 1933/1934 – den *Tractatus* bereits deutlich hinter sich, den ersten Entwurf seines künftigen Hauptwerkes aber noch vor sich⁸ –, in der Zeit des grundlegenden Wandels seines Philosophierens notiert: »Philosophie dürfte man eigentlich nur *dichten*«⁹, so kann gerade dies als eine die Veränderungen wie die inneren Bezüge seiner Entwicklung von der Früh- zur Spätphilosophie charakterisierende Bemerkung gelesen werden.¹⁰ Wittgensteins Beschreibung der eigenen Texte als künstlerisch geformte gibt somit einen Hinweis, auf welcher Basis sein Philosophieren mit Brüchen *wie* Kontinuitäten nachzuvollziehen ist: Entlang der Begriffe des Literarischen und des Poetischen bzw. Dichterischen, welche die Wahrnehmung mit allen Körpersinnen unhintergebar in diese Philosophie hinein Holt, erweist sie sich als eine philosophische Praxis, in welcher der linguistic turn immer schon mit einem pragmatic und iconic turn avant la lettre einhergeht.

Der *Tractatus* als literarisches Werk

»Dieses Buch wird vielleicht nur der verstehen, der die Gedanken, die darin ausgedrückt sind – oder doch ähnliche Gedanken – schon selbst einmal gedacht hat. – Es ist also kein Lehrbuch. – Sein Zweck wäre erreicht, wenn es einem, der es mit Verständnis liest, Vergnügen bereitere«¹, schreibt Wittgenstein im Vorwort seines ersten und einzigen zu Lebzeiten veröffentlichten Buches²; als einleitende Bemerkung für ein philosophisches Werk recht überraschend: Er fordert hier letztlich nicht weniger denn die Geistesverwandtschaft des Lesers als Bedingung gelingender Lektüre. Nur wer das Gesagte direkt, ohne weitere Herleitung als relevant annehmen kann, wird den *Tractatus* verstehen. Die gebotenen Argumente sind mithin nicht zwingend. Sie legitimieren sich nicht voll aus sich selbst. Vielmehr setzen sie eine Art Grundeinstellung des Lesers voraus, die ihnen erst ermöglicht, ihre Wirkung ganz zu entfalten. Der *Tractatus* ist somit kein Lehrbuch, nicht vollständig allgemein kodifiziert und nicht komplett von der Situation seines Lesers zu lösen. Der Rezipient muss selbst etwas bieten, geeignet sein. Erst auf der Basis einer solchen Gemeinsamkeit, einer Ähnlichkeit im Denken kann der Text sein Ziel schließlich erreichen: dem verständigen Leser Vergnügen zu bereiten.

Ein Rezipient wie Frege musste hierauf³ recht irritiert reagieren: »Die Freude beim Lesen ihres Buches kann also nicht mehr durch den schon bekannten Inhalt, sondern nur durch die Form erregt werden, in der sich etwa die Eigenart des Verfassers ausprägt. Dadurch wird das Buch eher eine künstlerische als eine wissenschaftliche Leistung; das, was darin gesagt wird, tritt zu-

rück hinter das, wie es gesagt wird.«⁴ Das ganze Werk ist ebenso literarisch wie logisch.

Wittgenstein meinte Russell gegenüber zwar, dass Frege »kein Wort« von seiner Arbeit verstehe⁵, die Kritik scheint sich allerdings nicht auf die Qualifizierung seines Werkes als eines literarischen zu beziehen. Man kann viel eher vermuten, dass er das Missverständnis gerade in Freges *Abwertung* dieses Charakterzugs des *Tractatus* verortete. In seinen Bemühungen um einen Verleger streicht er das Gewicht dieser Besonderheit noch heraus. Indirekt, wenn er versucht seine Arbeit bei Jahoda, dem Verleger von Karl Kraus, und bei Braumüller, dem Verlag Otto Weiningers, unterzubringen,⁶ explizit aber in einem Brief an Ludwig von Ficker, den Herausgeber der Zeitschrift *Der Brenner*, dem er seinen Text als »streng philosophisch und zugleich literarisch« beschreibt, und die Präzisierung direkt hinterher reicht: »es wird aber doch nicht darin geschweifelt.«⁷ Wittgenstein will so mit dem »Literarischen« einen spezifischen Charakterzug seines *Tractatus* bezeichnen, der das herkömmlich Philosophische übersteigt, ohne sich dabei lediglich in Formulierungskunst zu erschöpfen.

1 Was sich sagen lässt

1.1 Von der Mathematik zur Logik – vom Paradox zur Philosophie

Der *Tractatus logico-philosophicus* ist Hauptwerk und Kondensat der Philosophie Wittgensteins in seiner frühen Phase. Mit ihm meint er, »die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben.«⁸ Mit seiner Fertigstellung ist mithin auch Wittgensteins eigene Aufgabe erfüllt. Nach dem Ersten Weltkrieg beschließt er noch in Kriegsgefangenschaft, Grundschullehrer zu werden. Tatsächlich arbeitet er nach einer kurzen Zwischenstation als Gärtnergehilfe im Stift Klosterneuburg bei Wien von September 1920 bis ins Frühjahr 1926 hinein an kleinen und kleinsten Dorfschulen in der österreichischen Provinz, ohne das philosophische Leben in Cambridge oder in Wien zu verfolgen.⁹

Diese grundsätzliche Abwendung von allem, was zuvor über Jahre hinweg seine beinahe einzige Beschäftigung gewesen war, wirft ein besonderes Licht auf die Art der Aufgabe, welcher sich

Wittgenstein seit seiner Immatrikulation am Trinity College 1912 philosophisch gewidmet hatte: Sie scheint ihm auf den ersten Blick in geradezu klassisch mathematischer Manier ein Problem gewesen zu sein, das es nun Schritt für Schritt endgültig zu lösen galt.¹⁰

Tatsächlich gelangt Wittgenstein über die Mathematik zur Logik und zur Philosophie. Nach zwei Jahren Maschinenbaustudium in Berlin wechselt er 1908 nach Manchester, um Flugingenieur zu werden, wo er sich allerdings rasch auf theoretische Probleme konzentriert, die ihn nun immer dichter an die reine Mathematik heranführen. Mit der Lektüre von Russells *The Principles of Mathematics* findet er das Gebiet, in welchem er hofft, einen wirklich großen Beitrag leisten zu können.¹¹ Russell versucht hier, die gesamte reine Mathematik aus wenigen logischen Grundprinzipien abzuleiten, Mathematik und Logik mithin gleichzusetzen. Im Gegensatz zu den meisten damals gängigen philosophischen Überlegungen behauptete er so die Unabhängigkeit auch der Mathematik von der Erscheinungswelt, von Raum und Zeit. Sie sei als Fundus sicheren, objektiven Wissens und nicht als prinzipiell subjektive Konstruktion des menschlichen Verstandes aufzufassen. Einen zunächst von ihm übersehenen Mitstreiter hat Russell in dem Jenaer Philosophieprofessor Gottlob Frege, dessen ab 1893 erschienene *Grundgesetze der Arithmetik* die *Principles of Mathematics* in Teilen bereits vorwegnehmen. Allerdings stößt Russell bei der Lektüre des Werks 1901 auf ein Problem, das als das ›Russellsche Paradox‹ bekannt werden sollte. In seinem Bemühen, die Zahl logisch zu definieren, hatte Frege die Menge als erweiterten Begriff eingeführt. Dem Begriff ›Mensch‹ entspreche die Menge aller Menschen wie dem Begriff ›Stuhl‹ die Menge aller Stühle. Diesen Zusammenhang erklärte er nun zu einem Axiom seines Systems. Jedem sinnvollen Begriff entspreche eine Menge, die ihn erweitere. Das aber, so entdeckt Russell, führt letztlich zu Widersprüchen. Es gibt Mengen, wie beispielsweise die Menge aller Mengen, die sich selbst als Element enthalten und solche, die, wie z. B. die Menge aller Stühle, sich nicht selbst als Element enthalten können. Die Menge aller Mengen ist eine Menge; die Menge aller Stühle aber ist kein Stuhl. Bildet man auf dieser Grundlage nun die Menge aller Mengen, die sich nicht als Element enthalten, wäre diese ein Paradox, weil sie sich nicht, somit aber gerade als Element enthielte.¹² Frege erkannte, nachdem ihn Russell auf die-

ses Problem hingewiesen hatte, dass von der Lösung des Paradoxes auch sein System abhing. Gleichwohl war es Russell, der intensiver an dessen Lösung arbeitete. Ergebnis seiner Anstrengungen war die Theorie der logischen Typen, seine *Theory of types*, in welcher er eine Hierarchie legitimerweise in Mengen zusammenfassbarer Elemente behauptete. Dahinter stand die Überlegung, dass die Elemente von Mengen immer gleichartig zu sein haben, um Mengen, die Elemente ihrer selbst sind, zu verhindern. Mit diesem Rückgriff auf eine »Art *Ad-hoc*-Bedingung«¹³ war die Antinomie zwar umgangen, zugleich aber auch das eigentliche Ziel des Russellschen Unternehmens, die Mathematik aus einfachen, selbstevidenten Wahrheiten der Logik herzuleiten, verfehlt. Diese Lösung konnte so nicht befriedigen: »Ich habe keine umfassende Lösung des Problems gefunden; da sie aber die Grundlagen des Denkens betrifft, möchte ich alle Logiker dringlich aufrufen, sich der Sache anzunehmen.«¹⁴

Wittgenstein schien sich von dieser Aufforderung direkt angesprochen zu fühlen. Russells Antinomie und die *Theory of types* zogen seine Gedanken immer mehr von den technischen Problemen des Flugzeugbaus ab und führten schließlich zum endgültigen Wechsel der Disziplin.¹⁵ Sie galten Wittgenstein als Symptom jenes Problems, welches er dann mit dem *Tractatus* 1918 endgültig gelöst zu haben meinte. Aber sie waren von Beginn an ein Symptom, nicht das Problem selbst. Das ›Russellsche Paradox‹ wird Ausgangspunkt von Wittgensteins philosophischem Denken¹⁶, weil er an ihm und an Russells Lösungsversuch ein Problem erkennt, das ihm grundlegend für die gesamte abendländische Philosophietradition zu sein scheint: Russell versucht noch durch eine Funktion zu beschreiben, was auf diese Weise prinzipiell nicht mehr darstellbar ist. Die Antinomie ist erst die Folge solchen Philosophierens: Weil es die eigene Kompetenz, die Reichweite des eigenen Denkens falsch einschätzt, endet es in einem *Circulus vitiosus*. Das Paradox ist ganz allgemein eine Aussage, welche Gebrauch macht von etwas, was sie selbst definiert. Der Satz ›Es gibt keine Wahrheit‹ führt in ein Paradox, weil er für sich beansprucht, was er negiert. Das Problem liegt mithin in der Reflexivität einer Funktion. Um sie zu umgehen, müssen sich selbst inkludierende All-Aussagen generell verunmöglicht, muss ein Prinzip der Nichtreflexivität aufgestellt werden. Obwohl gerade dieser Gedanke nicht zuletzt auch die Grundidee der *Theory of types* ist,

löst Russell das Paradox nicht auf. Sein Vorschlag, nur gleichartige Elemente als für eine bestimmte Menge zulässig anzuerkennen¹⁷, wandelt den *Circulus vitiosus* in eine Begründungsschleife um, in welcher All-Aussagen immer nur von einer ›höheren Warte‹ aus getroffen werden. Tatsächlich schließen diese sich selbst nie mit ein. Russell gewinnt mithin Nichtreflexivität, allerdings eben nur auf der Basis eines Eingriffs von außen; sie ergibt sich nicht aus der Logik selbst. Das Paradox wandelt sich zu einem endlosen Regress, der in seiner Endlosigkeit schließlich durch die *Ad-hoc*-Bedingung abgebrochen wird. Das Angewiesensein auf eine solche externe Unterstützung ist für Wittgenstein ein Zeichen dafür, dass hier die eigene Entdeckung, das Prinzip der Nichtreflexivität, nicht ausreichend ernst genommen wird. So entzündet sich seine Kritik an Russells Überlegungen schon im Januar 1913 an diesem Punkt: »Ich glaube nicht, dass es verschiedene Typen von Dingen geben kann. [...] Jegliche Typentheorie muss durch eine geeignete Theorie des Symbolismus überflüssig gemacht werden.«¹⁸ Den Zwang zum externen Kriterium erkennt Wittgenstein als einen Rest desjenigen philosophischen Denkens, welches ausschließlich auf das Was, die Proposition, den Inhalt abstellt, anstatt auch das Wie ernst zu nehmen. Hier muss grundlegend umgedacht werden, um dem Paradox zu entkommen. Das Verhältnis der Notation zum Denotierten, besser, die Notation selbst muss man anders betrachten. Manche philosophische Frage erledigt sich dann von allein.

Von diesem Punkt ausgehend aber gerät der *Tractatus* über den Beitrag eines ambitionierten Denkers zur Diskussion eines wichtigen logischen Problems hinaus zum Manifest einer neuen Philosophie. Einer Philosophie, die sich nicht nur darin von der Tradition absetzt, dass sie ihre eigene Aufgabe primär in einer Sprachkritik sieht¹⁹; der *Tractatus* inauguriert insbesondere dadurch ein neues Denken, dass er die Grenze zwischen klar Sagbarem und Unsagbarem ernsthaft zu ziehen versucht und zugleich beides als untrennbar betrachtet.

1.2 Wittgensteins Welt im ›Tractatus‹

»Die Welt ist alles, was der Fall ist«²⁰, heißt es im ersten Satz des *Tractatus*. Ein großer, vielleicht zu großer Beginn, so scheint es, für ein Werk, das ursprünglich nur *Der Satz* heißen sollte²¹. Doch ist